Kaiser, höre die Wahrheit!

Ein offener Brief

an

Se. Majestät Kaiser Wilhelm II.

Alles für das Volk,
mit dem Volke,
durch das Volk.



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1897.

Vorwort an das deutsche Volk.

Der Kampf ist durchgefochten worden — der Sieg errungen! Das kleine Büchlein, das der Verfasser aus ehrlich begeistertem Herzen hinaussandte in die weite Welt, und das mit dem ganzen Aufgebote der Staatsgewalt verfolgt wurde, es darf nun wieder vor den Leser treten — frisch und frei wie bei seinem ersten Erscheinen, nicht verwässert auf den Befehl der Anklagebehörde. Und so wende ich mich jetzt nach glücklich erfochtener Freigabe meiner kleinen Schrift an mein heißgeliebtes deutsches Volk, aufs neue anzupochen an das öffentliche Gewissen, aufs neue Schäden zu rügen, Abhilfe von schweren Mißständen zu verlangen. Und zum Kampfe um dieses schöne Ziel mit allen gesetzmäßigen Mitteln fordere ich meine Mitbrüder und Mitschwestern auf, alt und jung, reich und arm, gelehrt und ungelehrt.

Jeder möge an seinem Teile und nach seinen Gaben mitwirken, den Volkswillen zum Ausdruck zu bringen. Und wer mit mir nicht in allen Einzelheiten einverstanden ist — das verlange ich ja gar nicht —, der greife doch auch mit an den Bannerschaft, um das Wahrzeichen hochzuhalten, auf dem geschrieben steht:

„Alles **für** das Volk, **mit** dem Volke, **durch** das Volk!"

Dann muß einst der Tag kommen, da wir siegreich den Lindwurm überwinden, der vor den wahrhaft heiligsten Gütern des Volkes gelagert ruht!

Als des Verfassers kleine Broschüre kaum 14 Tage die Druckerei verlassen hatte, um an die Öffentlichkeit zu treten, da traf sie von Breslau aus das Schicksal der Beschlagnahme. Man wollte das freie Wort ersticken, das manchen Ohren unliebsam war.

Aber Verleger und Verfasser zögerten nicht, sofort eine neue Ausgabe zu veranstalten, in der die von der Staatsanwaltschaft beanstandeten Stellen teils ganz ausgelassen, teils abgeschwächt waren, und so erschien denn bald darauf: „Noch einmal ein offener Brief an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II." Der Nebentitel lautete: „Trotz alledem dem deutschen Volke ein Volkskaiser."

Wir geben die Einleitung dieses zweiten offenen Briefes an dieser Stelle nochmals wieder. Das Büchlein begann:

„Ew. Majestät!

In tiefer Ehrfurcht vor der erhabenen Stelle, an der Eure Majestät als oberster Diener Ihres Volkes stehen, ergreife ich zum zweiten Male die Feder, um meinen Mahnruf hinaustönen zu lassen in die Lande und hinauf zum Throne des Deutschen Kaisers.

Hinauf zum Throne?

Soll ich in der That aufs Neue das alte Spiel versuchen? Schon einmal klang es ja aus vollem Herzen hinaus in lautem Rufe, hinauf zu der Höhe, da Ew. Majestät stehen. Und hat das ehrliche Manneswort etwa Erfolg gehabt, das ein deutscher Mann und Bürger zu seinem Kaiser zu sprechen wagte?

Ja, es hat Erfolg gehabt!

Nicht den Erfolg, daß jener offene Brief in die Hände Eurer Majestät gelangte. Aber einen anderen Erfolg, der den Verfasser ermutigt, aufs Neue seine Stimme zu erheben, unbekümmert darum, ob das Echo des Hasses zurückertönt, ob das feile Schranzentum und das ekle Geschmeiß, das von der Lüge lebt, nach dem Staatsanwalte barmt und mit gerungenen Händen über Volksvergiftung jammert.

Einen anderen Erfolg, sage ich, hatte jene Schrift. Sie hat an das deutsche Gewissen geklopft, sie hat die Stimmen wachgerufen, die in warmer Zustimmung dem warnenden Worte des Verfassers beipflichteten, und sie hat auch aufs Neue Kundgebungen bewirkt, die so recht deutlich zeigten, wie wahr das ist, was der Verfasser sagte.

Eure Majestät haben keine Kenntnis davon, daß der an Sie gerichtete offene Brief, der dem großen Publikum gegenüber ohne den Namen seines Verfassers erschien, auch Eurer Majestät zugegangen ist, und zwar **unter voller Nennung des Verfassers**, der sich geschämt haben würde, ein offenes Wort an Eure Majestät zu richten, ohne demjenigen, an den dieses Wort sich wandte, zu sagen, woher die Mahnung kam, die an Volk und Thron erging.

So möge denn an dieser Stelle das Begleitschreiben Raum finden, das dem offenen Briefe an Eure Majestät

beigefügt war und das über des Verfassers Beweggründe die beste Auskunft giebt. Das Schreiben lautete:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster
Kaiser und König!
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Eurer Majestät erlaubt sich der alleruntertänigst Unterzeichnete die von ihm verfaßte Schrift: „Dem deutschen Volke ein Volkskaiser. Ein offener Brief an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II." ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Mag der freimütige Ton, der aus meinen Worten an das Ohr Eurer Majestät klingt, die Seelen der Höflinge erschrecken, — mag die Sprache ehrlicher Überzeugung in meinem Büchlein nichts gemein haben mit der Redeweise, die Eure Majestät alltäglich hören, mag auch der scharfe Schwertschlag herber Kritik gegen manche Zustände im neuen deutschen Reiche manchen Ohren unerfreulich klingen, und mögen deshalb Stimmen sich erheben, die Eurer Majestät zuraunen, daß hochverräterischer Geist aus meiner Schrift atme — ich bin überzeugt, daß der gerechte Sinn Eurer Majestät erkennen wird, daß meine Absicht nicht die war, Eure Majestät zu beleidigen oder auch nur in Ehrfurcht verletzender Weise zu kränken. Mag das eine oder das andere Wort bitter klingen und manche Wahrheit ungeschminkt ans Licht gezerrt werden, — vor dem Verdachte der Majestätsbeleidigung schützt mich der Geist meiner Schrift.

Innige Liebe zu unserem teuren deutschen Vaterlande, tiefes Mitempfinden mit den Wünschen und Fühlen der großen Mehrheit unseres Volkes haben mich die Feder ergreifen lassen, um in Worten, denen man im einzelnen widersprechen mag, denen man aber die Treue einer felsenfesten Überzeugung nicht absprechen darf, einen lauten Mahnruf in die deutschen Lande bis zur Höhe des Thrones erschallen zu lassen.

Mögen Eure Majestät geruhen, die kleine Schrift in diesem Sinne, in dem sie ehrfurchtsvoll geboten wird, allergnädigst entgegen zu nehmen.

Eurer Majestät alleruntertänigster
. . . ."

Eure Majestät haben nicht erfahren, daß der offene Brief mit diesem Begleitschreiben und voller Namensunterschrift des Verfassers schon eingereicht wurde. Das ist auch ein Erfolg, daß festgestellt worden ist, daß ein solches offenes Wort, das für Eure Majestät in erster Reihe berechnet war, den Kreis nicht durchbrechen kann, der Sie umgiebt.

Im Geheimen Civilkabinett Eurer Majestät sind Begleitschreiben und offener Brief liegen geblieben — ein neuer Beweis für das, was in jener Schrift gesagt war: **daß zu Eurer Majestät die Stimme des Volkes nicht dringen kann.**

Wohl aber hatte die Einsendung des offenen Briefes an Eure Majestät eine andere Folge. Es stellte sich ein Herr bei dem Verfasser ein, um ihm mitzuteilen, ein „guter Freund" im Civilkabinett Eurer Majestät habe ihm den offenen **Brief und das Begleitschreiben** gezeigt, was recht wahrscheinlich klang, da der unbekannte Herr den Inhalt des Begleitschreibens an Eure Majestät sehr genau kannte. Er teilte denn auch dem Verfasser mit, daß der offene Brief nie in die Hände Eurer Majestät gelangen werde, wenn nicht der Verfasser einen anderen Weg einschlage. Und diesen Weg hatte ihm der „gute Freund" im Civilkabinett auch deutlich gezeigt.

Die Briefe, die aus Deutschland an Eure Majestät gelangten, öffne man im Geheimen Civilkabinett und lege die nicht zur Vorlage an Eure Majestät geeigneten einfach ad acta. Wenn aber der Verfasser — so hatte der „gute Freund" im Civilkabinett gesagt — den Brief an seine Adresse gelangen lassen wolle, so müsse er den Brief aus England oder Amerika an Eure Majestät richten lassen und als Absender auf der Rückseite Herrn Poultney Bigelow oder einen der englischen Verwandten Ew. Majestät — am besten mit beigedrucktem Siegel — angeben. Solche Briefe würden von Eurer Majestät selbst erbrochen.

Es wird Eure Majestät, sowie die Leser dieses offenen Briefes vielleicht interessieren, zu erfahren, wer jener freundliche Ratgeber mit dem „guten Freunde" im Civilkabinett Eurer Majestät war? Ich will mit der Wahrheit nicht zurückhalten.

Der Herr war **Polizeibeamter in Civil** — und das Weitere kann man sich denken. Name und Adresse des freundlichen Ratgebers, dessen Rat, wenn er ausgeführt worden wäre, dem Verfasser hätte teuer zu stehen kommen können, stehen der Staatsanwaltschaft jederzeit zur Verfügung.

Staatsanwaltschaft! Damit komme ich auf den zweiten Erfolg jener Broschüre zu sprechen. Sie ist beschlagnahmt worden und zwar von der wegen ihres besonderen Eifers in ganz Deutschland bekannten Staatsanwaltschaft in Breslau. Es ist auch die Strafverfolgung wegen Majestätsbeleidigung eingeleitet worden auf Grund einiger im Zusammenhange sehr harmloser Äußerungen in der Schrift.

Damit ist aufs Neue bewiesen worden, daß ein offenes Wort in deutschen Landen nicht immer seine gute Statt findet.

Aber trotz Staatsanwälten und Polizeibeamten gilt unter deutschen Männern noch immer des Dichters Wort:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!"

Und so will auch ich mich nicht scheuen, sie nochmals hinausrufen in die Lande — **die Wahrheit, die Wahrheit, — nur die Wahrheit!**

Eure Majestät aber bitte ich im Namen von hunderttausenden deutscher Männer und Frauen: Überhören Sie nicht das freie Wort ehrlicher Überzeugung, weil es von einem Manne ohne Rang und hohe Würden kommt. **Es kommt aus vollem Herzen. Das ist die Hauptsache!"**

Nun folgte der, wie gesagt, abgeschwächte Text der ersten Broschüre, den wir in Nachfolgendem wieder herstellen, indem wir die Zusätze einschalten, die in der zweiten Schrift ergänzend eingefügt waren.

Zunächst aber noch ein Wort zur Geschichte des Büchleins. Der Verfasser hatte die in der zweiten Broschüre erhobene Anschuldigung gegen den erwähnten Polizeibeamten in Civil der vorgesetzten Behörde jenes Beamten, der Hamburgischen Polizeiverwaltung, mitgeteilt. Es erfolgte eine Vorladung vor den Chef der politischen Polizei zu Hamburg, Herrn Rat Dr. Roscher.

Mit einer Entrüstung, der man ohne weiteres anmerkte, daß sie echt war, wies dieser Herr die Vermutung zurück, als könne jener Beamte etwa im Auftrage der Hamburgischen Polizeibehörde gehandelt haben. Die Hamburgische Behörde bediene sich, so erklärte Herr Dr. Roscher mit Nachdruck, derartiger Mittel nicht, die sie kompromittieren müßten. Wohl aber gab Herr Dr. Roscher zu, daß der in Frage kommende Polizei-Assistent den oben geschilderten Besuch bei dem Verfasser der Broschüre in einem angestellten Verhör nicht abgeleugnet habe, aber versucht habe, ihn harmlos zu erklären.

Letzteres glaube, wer da will! Einen Vorschlag, wie den oben gemachten, kann ein Polizeibeamter — auch wenn er nicht der Kriminalpolizei angehört — einfach gar nicht machen, ohne zu wissen, was für Folgen die Befolgung des Vorschlages für denjenigen hat, der darauf hereinfällt.

Jedenfalls ist erfreulicherweise festgestellt, daß die Hamburger Polizeibehörde unbeteiligt an der wenig rühmlichen Angelegenheit ist. Ebenso hat der Kgl. Staatsanwalt zu Breslau vor Gericht erklärt, nichts von der Angelegenheit zu wissen. Es bleibt also nur ein Ort, von dem aus dieses eigenartige Vorgehen gegen den Verfasser der Broschüre eingefädelt sein kann: Berlin.

Das Königl. Civilkabinett Seiner Majestät des Königs von Preußen hat auf wiederholte deutliche, an Excellenz von Lukanus eingesandte Anfragen in der Presse, ob man im Civilkabinett von der Sache wisse, völlig geschwiegen. War es das Verstummen der beleidigten Unschuld, oder konnte man nicht antworten? Erstaunlich bleibt es jedenfalls, daß auf die in der zweiten Broschüre aufgestellten Behauptungen keine Antwort von der als beteiligt bezeichneten Stelle erfolgte. Anderseits trieb damals noch der Polizeikommissar Herr von Tausch in Berlin sein Wesen. Wer weiß, ob nicht dieser Herr seine Hände mit im Spiele hatte?

Aufklärung darüber wird schwerlich erfolgen!

Schließlich noch wenige Worte über die gegen den Verfasser und den Verleger von Breslau aus eingeleitete Strafverfolgung wegen angeblicher Majestätsbeleidigung.

In Hamburg war die Schrift entstanden, in Leipzig war sie erschienen. In ganz Deutschland war das Büchlein verbreitet

worden. Nirgends aber fand sich ein Gerichtshof, der das Hauptverfahren gegen den Verfasser eröffnet hätte. Nur in Breslau, das sich einer Staatsanwaltschaft erfreut, die mit besonderer Vorliebe alle möglichen auswärts begangenen Delikte vor das Forum der Breslauer Gerichte zu ziehen scheint, erfolgte auf den dort gestellten Strafantrag die Eröffnung des Hauptverfahrens. Das ist der Segen des sogenannten „fliegenden" Gerichtsstandes der Presse, der es erlaubt, den Preßsünder, für dessen Strafthat nach dem Sinne des Gesetzes der Wohnort oder der Ort des Erscheinens des beanstandeten Preßerzeugnisses die Zuständigkeit des dortigen Gerichtes begründen müßte, vor jedes beliebige Gericht in Deutschland zu stellen.

Welche Unbequemlichkeiten für den in Hamburg wohnenden Verfasser, den in Leipzig ansässigen Verleger, bringt solch ein Strafverfahren in Breslau mit sich, welche Beschränkung der Verteidigung, welche Mühen, Geld- und Zeitverluste, die auch durch die Freisprechung nicht aufgewogen werden! Fort mit solcher Gesetzesauslegung! Das ist die dringende Forderung, die ein derartiger Prozeß immer wieder ans Herz legt.

Am 27. März 1897 fand die Hauptverhandlung vor der ersten Strafkammer des Landgerichtes in Breslau statt. In trefflicher Weise, sachlich und überzeugend, warm und eindringlich führten die Breslauer Rechtsanwälte Armer und Schreiber die Verteidigung. Auch der Verfasser wehrte sich kräftig seiner Haut. Die Anklagebehörde war durch den Herrn Staatsanwalt Dr. jur. Keil vertreten, der gegen den Verfasser eine Gefängnisstrafe von 8 Monaten beantragte und auch den Verleger mit Gefängnis bestraft wissen wollte.

Der Gerichtshof kam zu einer anderen Entscheidung. Wohl seien einzelne Stellen in der Broschüre enthalten, die an und für sich Bedenken erregen könnten, aber der patriotische Standpunkt, von dem der Verfasser ausgegangen sei, lasse ungezwungen eine unverfängliche Deutung dieser Stellen zu. Der Gerichtshof erachtete als festgestellt, daß weder objektiv, noch subjektiv in der Schrift eine Majestätsbeleidigung enthalten sei, daß das Büchlein vielmehr in der guten Absicht geschrieben sei, Mißstände zu rügen, die nach Ansicht des Verfassers vorliegen.

Infolgedessen erkannte der Gerichtshof auf Freisprechung und legte die Gerichtskosten der Staatskasse auf. Das gleiche Urteil galt natürlich für den mitangeklagten Verlag.

Die Staatsanwaltschaft hat es erstaunlicher Weise nicht bei diesem Urteile bewenden lassen. Sie hat rechtzeitig das Rechtsmittel der Revision eingelegt, so daß die Sache vor dem Reichsgericht zu Leipzig nachgeprüft werden mußte. Die Begründung der Revision war so eigentümlich, daß fast die gesamte Presse sich mit ihr beschäftigt hat.

Eine Revision kann sich bekanntlich nicht gegen die thatsächlichen Feststellungen des ersten Gerichtshofes wenden, sondern sie kann nur prüfen, ob die giltigen Rechtsvorschriften in richtiger Weise angewendet worden sind. Infolge dessen giebt die Staatsanwaltschaft in ihrer Revisionsbegründung zu, daß es als unanfechtbar festgestellt sei, der Verfasser der Flugschrift habe weder objektiv eine Majestätsbeleidigung begangen, noch auch habe er subjektiv — nach Absicht und Bewußtsein — den Kaiser beleidigen wollen. Damit sollte es nun wohl eigentlich gut sein.

Aber die Staatsanwaltschaft führt trotzdem als Revisionsgrund an, die Strafkammer zu Breslau habe es unterlassen zu prüfen, ob nicht etwa Eventualdolus vorliege, d. h. ob nicht der Verfasser hätte wissen müssen, daß seine Äußerungen eventuell auch als Ehrenkränkungen des Kaisers hätten gedeutet werden können, und ob er nicht etwa mit diesem Erfolge einverstanden gewesen sei.

Man denke: es liegt zwar objektiv gar keine Beleidigung vor, aber der Verfasser hätte denken können, daß jemand aus seinen Worten eine Beleidigung herauslesen könne! Und dafür, was Böswillige in seine Worte etwa hineintragen könnten, soll der Verfasser büßen! Man kann sich nicht recht gut etwas Widersinnigeres vorstellen.

Ging nun aber auch die Staatsanwaltschaft bei ihrer Begründung der Revision von einer völligen Verkennung der Gründe des Urteils aus, die als thatsächlich festgestellt eben das völlige Fehlen der beleidigenden Kundgebung annehmen, und war somit ein Erfolg der Revision vor dem Reichsgerichte als gänzlich ausgeschlossen anzusehen, so beweist doch der bloße Versuch der Anklagebehörde, den Begriff des Eventualdolus auch hier anzuwenden,

welch ein eigenartiger Geist heutzutage die preußische Justizpflege durchweht. Und daß diese Erscheinung jeden Vaterlandsfreund traurig stimmen muß, wird niemand verkennen, der von der Anschauung ausgeht: „Justitia fundamentum regnorum“, „Auf dem Rechtsboden ruhen die Staatseinrichtungen.“

Am 28. Mai dieses Jahres fand vor dem Reichsgerichte die endgültige Entscheidung statt, die natürlich nur eine Bestätigung der Freisprechung sein konnte. Recht ist schließlich Recht geblieben, aber erst nach welchen Umwegen!

So ist denn der offene Brief wieder freigegeben, um aufs neue hinaus zu ziehen in die Welt. In welche Zeit voll zitternder Erregung tritt er hinein!

Noch haben sich die Wellen nicht gelegt, die durch die Reichstagsdebatten über die leider nicht zu erreichende Abschaffung des Majestätsbeleidigungs-Paragraphen erregt wurden. Noch hallt die Empörung nach über den preußischen Versuch, die spärlichen Reste des Vereins- und Versammlungsrechtes zu zertrümmern. Noch gellt das Wort „Vaterlandslose Gesellen“ uns in den Ohren. Und in diesem Augenblicke erscheint mein offener Brief aufs Neue. Ein Geleitwort aber möchte ich ihm doch mit auf den Weg geben, unter dessen Schatten ich mich einig weiß mit hunderttausenden von deutschen Brüdern und Schwestern, — ein Geleitwort, das uns verbinden soll mit seiner anspornenden Kraft, hochzuhalten die heiligsten Güter der Völker, hochzuhalten insbesondere unseres teuren deutschen Volkes und Vaterlandes Größe, Freiheit und Ehre.

Ein Dichterwort ist es, mit dem ich dieses Vorwort schließen möchte:

„Ob auch — vom Truge hingerissen —
Das Volk sich selbst die Bande spinnt,
Uns zeigt das Herz und das Gewissen
Die Wege, die zu wandeln sind:
Dem Banner treu, das im Gefechte
Durch Sturm und Nacht uns weht voran,
Dem Volk, der Freiheit und dem Rechte
Getreu bis auf den letzten Mann!“

Hamburg, 28. Mai 1897.

Dr. Bruno Wagener.

Ew. Majestät!

Auf einen hervorragenden Platz hat Gott Eure Majestät gestellt — genau so, wie er einen Jeden von uns anderen auf seinen Platz gestellt hat. „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin" — ist ein stolzes Wort. Der ärmste Kärrner sagt es mit demselben Rechte wie Eure Majestät.

Aber wen Gott oder das Schicksal auf einen Platz gestellt hat, so hervorragend vor allen anderen, wie der Platz es ist, auf dem Eure Majestät stehen, dem wandelt sich dieses Wort um aus einem Worte stolzen Glücksbewußtseins in ein Wort ernster Mahnung, in ein Wort gewichtiger Verantwortung voll.

Das Geschick lud Eurer Majestät Pflichten auf, und die Welt fordert ihre Erfüllung, auf daß es dereinst in den Büchern der Geschichte heiße: Gott gab ihm ein Pfund, und er hat reichlich damit gewuchert!

Aber der Fürsten Wege sind voll Dornen, und der Pfad ist steil, der zum Gipfel führt. Und wer das Ziel erreichen will, der muß nicht nur kraftvolle Glieder, ein klares Auge und ehrliches Wollen besitzen, — er muß vor allem auch die Wege und Stege kennen und, wo sie ihm fremd sind, tüchtige Führer finden, die ihn sicher geleiten.

Das deutsche Volk weiß, daß in Eurer Majestät der Wille lebt, das Gute zu vollbringen. Es weiß, daß es an eiserner Anspannung aller Kräfte bei Eurer Majestät nicht fehlt. Aber so dankbar Tausende zu Ihnen aufblicken, so freudig Abertausende das edle Streben Eurer Majestät anerkennen, so kann doch kein Einsichtiger sein Auge der Wahrheit verschließen, daß Unzufriedenheit herrscht vom Fels zum Meer, vom Wasgenwalde bis zur Memel, — Unzufriedenheit im ganzen Deutschen Lande.

Wir alle kennen das Wort aus dem Munde Eurer Majestät, jenes Wort vom 24. Februar 1892:

„Es ist ja leider Sitte geworden, an allem, was seitens der Regierung geschieht, herumzunörgeln und herumzumäkeln.

Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört und ihre Freude am Dasein und am Leben und Gedeihen unseres gesamten großen Deutschen Vaterlandes vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtregierteste in der Welt, und sei es eine Qual, in demselben zu leben. Daß dem nicht so ist, wissen wir alle selbstverständlich besser."

In aller Ehrfurcht vor der erhabenen Stelle, an der Eure Majestät stehen, wage ich zu sagen:

Eure Majestät sind im Irrtum!

Es ist nicht Nörgelsucht, nicht bloßer Widerspruchsgeist, was Hunderttausende veranlaßt, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. Es ist die ehrliche und feste Überzeugung der besten Söhne Deutschlands, daß die bei uns herrschenden Zustände unhaltbar sind, daß Deutschland einer geistigen Auferstehung bedarf, wenn es fernerhin seinen Platz an der Spitze der Reiche Europas einnehmen will, wenn es den Ruhmeskranz nicht entblättern lassen will, den vor einem Vierteljahrhundert eine glorreiche Zeit um seine Kaiserkrone wand.

Eure Majestät sind gewohnt, Ihren Ministern und Ihren Räten Ihr Ohr zu leihen. Lassen Sie jetzt einmal auch die Stimme eines Mannes aus dem Volke bis zur Throneshöhe dringen, die Stimme eines Mannes, der da weiß, was es bedeutet, mit dem Schweiße der Arbeit auf der Stirn den Kampf ums Dasein auszufechten, und sich dennoch den idealen Sinn für die hohen Fragen der Zukunft zu bewahren. In die Thore der Schlösser, in die Festsäle der Paläste dringt ein solcher Ruf aus dem Munde des Volkes nur selten ein. Eure Majestät kennen das Volk nicht in seinem Fühlen, Denken und Wünschen!

Soll das ein Vorwurf sein? — Ganz gewiß, — aber kein Vorwurf, der Eure Majestät in erster Reihe trifft.

Der verstorbene Kaiser Wilhelm I., der Siegreiche, hatte in seiner frühesten Jugend die bittere Not kennen gelernt; er stand mit seinem zunächst für die Königskrone bestimmten Bruder mitten darin in dem schweren Kampfe, den das Volk führte für die Befreiung vom fremden Joche. Aber trotz dieses Bandes, das

die Not um ihn und sein Volk geschmiedet hatte, war es ihm nicht vergönnt gewesen, die Unzufriedenheit zu beseitigen, die im Volke gärte, den Haß zu tilgen, der sich gegen den Thron erhob. Denn wohl hatte er ein warmes Herz für die Ärmsten seines Volkes, wohl suchte er in seiner kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 den Weg anzubahnen zur Heilung der schwersten sozialen Schäden; aber ihm fehlte das Wichtigste: die enge Fühlung mit seinem Volke und das volle Verständnis für dessen Lage.

Eure Majestät sind in einer weit schwierigeren Lage. Nicht hindurchgegangen durch jene Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens und Deutschlands, in der nur das Volk den Königsthron rettete, um nachher schnöden Undank zu erfahren, sind Sie aufgewachsen in einer Zeit höchsten militärischen Ruhmes, in einer Zeit des Glanzes, da das Ausland staunend auf Deutschlands aufsteigendes Gestirn sah — sind Sie erzogen worden als der Erbe eines der mächtigsten Throne, als der zukünftige Kriegsherr des gewaltigsten Heeres. Sie sind groß geworden in einer Zeit des begeisterten und begeisternden Rausches, da alles Große, das durch des Volkes opfermutige Hingabe, durch das Blut tausender seiner Söhne errungen wurde, sich an einige wenige strahlende Namen knüpfte. Mußte das alles nicht einwirken auf Eure Majestät, — doppelt kräftig einwirken, als das tragische Geschick Ihres edlen und vielgeliebten Vaters Sie in frühen Jahren auf den Thron berief?

Nun standen Sie auf der Höhe; die schneidige Waffe des bestgeschulten Heeres lag in Ihrer Hand; der Kriegsruhm Ihres Vaters und Großvaters umleuchtete Ihre Krone; ein großes Volk blickte zu Ihnen auf.

Mußte Ihnen da nicht Ihre Macht fast der eines Gottes gleich erscheinen? Und so sprachen Sie das Wort, daß Sie Ihre Krone nur von Gott genommen hätten und nur Gott und sich selbst verantwortlich seien!

Majestät! Wer das spricht, dem naht sich das Heer der Schmeichler. Und der Weihrauch, den sie streuten, hat einen betäubenden Duft. Erst waren Sie bloß der Erbe großer Ahnen, der mit bestem Willen und hoher Kraft begabte Fürst — aber als jene glaubten, daß Ihrem Ohre die Weise lieblich klänge, die man

Ihnen aufspielte, da wurden sie dreister. Bald waren Sie, Majestät, in den Lobpreisungen der Höflinge der geniale Soldat, der unerschrockene und sachkundige Seemann; eine solche Rednergabe, wie Sie, hatte noch kein Fürst vor Ihnen besessen; — und wer verstand so geistreich die tönenden Verse eines Wildenbruch zu beurteilen, wer so verständnisvoll in musikalischen Dingen zu entscheiden — wer wußte so trefflich zu komponieren und Zeichnungen zu entwerfen wie Eure Majestät?

So redeten die Schranzen Ihnen vor, und sie verheimlichten Ihnen sorgfältig die Thatsache, daß das ganze Volk kopfschüttelnd stand und weder in dem „Sange an Ägir" ursprüngliche Kraft, noch in der allegorischen Skizze „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter" eine neue geistvolle Wendung entdeckte.

Und in der Politik war es nicht viel anders. Jeder gutgemeinte Einfall Eurer Majestät, durch plötzliche Anregung entstanden, aber nicht immer schon geprüft an der Hand der Thatsachen, findet willige Lobredner. Was dem Volke in Wahrheit frommt, das können Eure Majestät allein nicht immer ermessen. Von Ihrer Throneshöhe aus bietet sich Ihnen nur ein verschwommenes Bild, und Ihre Umgebung sorgt dafür, daß Ihnen die Wahrheit verborgen bleibe.

Wer sind denn Jene, die Ihr kaiserliches Ohr mit ihrer Weisheit bestürmen? Sind es die mühsam arbeitenden, die im Staube des Alltagslebens ringenden Söhne des Volkes, die zu Ihnen sprechen? Sind es solche, die hineingeschaut haben in die engen Stuben des Elends, in die kahlen Gemächer der Not?

In welcher Luft lebt denn der deutsche Kaiser? Es ist dieselbe Luft, in der die giftigen Pilze der namenlosen Verläumdung gedeihen — dieselbe Luft, in der die Katzbalgereien der wohlfrisierten, weichbehandschuhten Hofgesellschaft — natürlich im Geheimen — sich abspielen! Und in jener Höflingsschar hat natürlich der ehrsame Bürger nicht Platz, mag er auch unter den Seinen hochangesehen dastehen. Der Fabrikant, der Hunderte von Arbeitern beschäftigt — der Kaufmann, der den Handel mit den entferntesten Ländern vermittelt — der Gelehrte, dessen Arbeiten die wissenschaftliche Welt mit Stolz erfüllen — sie finden wohl ihren Lohn durch einen Orden vierter Klasse, sie werden vielleicht auch einmal

allergnädigst zu einem Hoffeste hinzugezogen, bei dem sie die höchsten und allerhöchsten Herrschaften aus der Entfernung betrachten können, bei dem sie, wenn's hoch kommt, ein huldvolles Kopfnicken ihres Landesherrn erhaschen oder durch ein herablassendes Wort ausgezeichnet werden — aber das Ohr ihres Herrschers haben sie nicht.

Dafür aber drängt sich um Eure Majestät die Schar derer, denen das Wort galt, das Sie am 23. August 1888 beim Festmahle des Johanniterordens zu Sonnenburg sprachen:

„Zur Hebung und moralischen, sowie religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes brauche ich die Unterstützung der Edelsten desselben, meines Adels, und die sehe ich im Orden St. Johannis in stattlicher Zahl vereint."

Im deutschen Volke hat man Eurer Majestät dieses Wort noch nicht vergessen! Das Volk denkt anders über die Männer, die es als seine Edelsten und Besten erkennt. Nicht die Träger ererbter hoher Namen sind uns die Höhen und Spitzen in der menschlichen Gesellschaft. Uns gilt der als der Erste, der durch eigene Kraft sich behauptet, durch Leistungen hervorragender Art, nicht im schmeichelnden Hofdienste, nein, auf dem Felde der Ehre, das uns gleichbedeutend ist mit dem Felde der Arbeit.

Und wo haben jene ihren Ruhm hergenommen, die Eure Majestät die Edelsten des Volkes nannten? Von ihren Ahnen haben sie ihn als wurmstichiges Gerümpel ererbt. Und wer waren jene Ahnen? Denken Eure Majestät doch einmal um einige Jahrhunderte zurück! Was waren denn das für Gestalten, die im Stegreif ritten hinter Busch und Hecken, um dem Bauer sein Vieh, dem Händler seine Ware zu nehmen? Was war denn das für eine trotzige Schar, die, als Kurfürst Joachim I. den Strauchrittern zu Leibe ging, an die Thür ihres Landesherrn in frechem Spotte schrieben:

„Jochimken, Jochimken, hüde di!
Fangen wi di, so hangen wi di!"

Denken Eure Majestät nicht daran, wer diese Herren waren? Das waren die Quitzows und Rochows, die Otterstädts, die „Köckeritze und Lüderitze, die Krachten und die Itzenplitze". Es waren die Ahnen der „Edelsten des Volkes".

Aber die Gnade ist ein schönes Recht der Fürsten. Und so decken Eure Majestät den Schleier des Vergessens über das Buschkleppertum vergangener Zeiten. Die „Edelsten des Volkes“ hatten Zeit, sich zu bessern. Und sie besserten sich doch?

Als in der Zeit tiefster Schmach Frankreichs Heere auf Preußens Boden standen, da hatte König Friedrich Wilhelm III. den „Edelsten des Volkes“ seine festen Plätze anvertraut. Da saßen die Generale von Romberg, Graf Kleist, Graf Wartensleben und Oberst von Ingersleben, lauter Herren aus ahnenreichen Häusern, als Kommandanten in Preußens ersten Festungen. Aber Magdeburg, Stettin, Küstrin, sie alle fielen, als die ersten französischen Husaren sich blicken ließen. In elender Feigheit vergaßen die erlauchten Sprossen Ihres Adels ihre Pflicht. Aber leuchtend strahlt der Ruhm eines bürgerlichen Mannes, des alten Nettelbeck, der seinem Könige das hart bedrängte Kolberg rettete.

Aber in der Zeit der Not sammelte doch wenigstens der Adel sich an dem verarmten Königshofe von Preußen? Vor dem Könige von Napoleons Gnaden, vor Jerôme Bonaparte am Hofe zu Kassel, scharwenzelten sie herum. Die Namen der Prinzen von Hohenlohe, von Löwenstein, Stolberg-Wernigerode, von Hessen-Philippsthal, der Grafen Waldburg, Bochholtz, Bohlen, zur Lippe, Merveldt, Asseburg, Westfalen, Blumenthal, Flemming, Hardenberg und Schulenburg, der Freiherren Wendt, Vorst von Gudenau, Reineck, von Buttler, Pappenheim, Schele von Schelenburg, Münchhausen, Linden, von der Horst und anderer, der Herren von Jagow, von Bülow, von Bischofshausen, von Spiegel, Trott zu Solz, von Witzleben, von Legel, von Wurmb und gar vieler mehr — sie wurden in den Kot gezogen von ihren Trägern, die vor dem welschen Emporkömmlinge in feiler Schranzenart herumkrochen und den „König Lustig“ unter Führung eines Ritters vom schwarzen Adlerorden, des preußischen Generallieutenants Freiherrn von Schlieffen, in einer Adresse als einen der größten Helden aller Zeiten neben Karl XII. von Schweden und Kaiser Augustus feierten.

Majestät, das waren vor noch nicht hundert Jahren die „Edelsten des Volkes“! Graut Eurer Majestät nicht vor diesen Lehren der Geschichte?

Glauben Eure Majestät, daß die edlen Herren, die dem Zuchthäusler Freiherrn von Hammerstein zujubelten, wenn er im Reichstage und in der „Kreuzzeitung“ den Kampf für Thron, Altar und Ordnung führte — daß diese edlen Herren, die heute Ihren Thron umgeben, durch die Abstammung von solchem Blute die zuverlässigen Stützen der Monarchie geworden sind, die sie zu sein vorgeben?

Eure Majestät brauchen ja nur in Ihre allernächste Umgebung zu blicken! Was war die Schuld, für die Ihr Zeremonienmeister Freiherr von Schrader mit dem Leben büßen mußte? Es war die Gemeinheit im adligen Gewande. Was giebt es Niedrigeres als das Besudeln der heiligsten Familienbande mit dem Kote der Gasse? Die anonymen Briefschreiber an Ihrem Hofe sind nicht davor zurückgeschreckt! Was giebt es Kläglicheres als die haltlose Verdächtigung im Geheimen, wenn man den Mut des offenen Wortes nicht findet? Der Zeremonienmeister Herr von Kotze hat es an seinem eigenen Leibe erfahren, was es heißt, das Opfer feiger Angebereien aus dem Hinterhalte zu werden. Was giebt es Verächtlicheres für den Mann, als die Beschimpfung eines wehrlosen Weibes, das seinen Namen und seine Reinheit nicht vor aller Welt verteidigen kann? Frau Gräfin Hohenau weiß davon zu sagen!

Und das alles, Majestät, geschah in jenem Kreise, dessen Luft Sie und Ihre hohe Gemahlin alle Tage atmen, in dem Kreise Ihrer Hofgesellschaft der Träger altadliger Namen.

Das sind die „Edelsten Ihres Volkes“, Majestät! Das sind die Männer, die Ihr kaiserliches Ohr belagern.

Aber Sie haben auch Minister, Majestät — darunter manchen, vor dessen Namen das adlige „von“ fehlt. Wohl, Majestät, das Volk erkennt an, daß hochachtbare Männer unter ihrer Zahl sind. Niemand leugnet, daß Eure Majestät treue Diener in ihnen besitzen. Aber auch Diener mit festem Rückgrat? Männer mit freiem Mute, die sich nicht scheuen, auch Ihnen ein ehrliches Wort des Widerspruches zu sagen, wenn sie glauben, daß ihr kaiserlicher Herr sich irrt?

Wir zweifeln nicht daran, daß Ihre Minister nicht in allen Dingen der Meinung Eurer Majestät sind — daß sie sich oft

genug in ihrem Herzen eins wissen mit dem Widerspruche, den das ganze Volk in Ehrfurcht gegen manche Handlung, manches Wort seines Kaisers erhebt. Da mag wohl auch eine ernste Warnung an Eurer Majestät Ohr dringen. Aber wenn sie ihren Zweck verfehlt, dann sieht das Volk nach wie vor dieselben Minister schalten, bis eines Tages Eure Majestät selbst sie fortschicken. Und so kommt es, daß das Volk kein Vertrauen hat zu den Räten der Krone, weil es weiß, daß die vortrefflichsten Gedanken eines Ministers, ja, selbst Versprechen vom Tische des Bundesrats nichts sind als Spreu vor dem Winde, wenn Ew. Majestät anderer Meinung sind.

Ein Weiteres kommt dazu. Wer sind die Minister Ew. Majestät? Ehrenwerte Männer gewiß, aber Männer, die aufgewachsen sind in einer langen Beamtenlaufbahn — Männer, deren Väter meist selbst auf hohe Posten standen — Männer, die wohl gelernt haben vom grünen Tische Verfügungen zu erlassen, mit Zahlen und Paragraphen zu hantieren, aber nicht Männer des praktischen Lebens, selten Männer, die aus eigener Erfahrung die Bedürfnisse von Handel und Wandel kennen gelernt haben, die in die schmutzigen Hütten der Armut hineingeblickt haben. Es fehlt am Ruder die schwielige Hand der Arbeit. Der glatt gebürstete Rock des Bureaukraten ist die Signatur der Räte und Minister Eurer Majestät!

Es geht aber auch anders! Sehen Sie hin nach den freien und Hansestädten. Es ist der Welt nicht verborgen geblieben, wie in jenen Junitagen des Jahres 1895, als Sie beim Festmahle im Rathause zu Hamburg sich zu einem Toaste erhoben, ein frischer Klang aus Ihren Worten an die Herzen vieler drang, die sonst oft mit Sorge auf den kaiserlichen Redner blickten. Man hatte den Eindruck, daß Sie in dieser Umgebung, unter den ehrwürdigen Senatoren einer freien und großen Stadt die Hofluft und den Staub des Paradefeldes hinter sich gelassen hatten — daß Ihnen der markige Charakter der mächtigen Handelsempore einen tiefen, einen imponierenden Anblick bot. Damals, Majestät, saßen Sie nicht zwischen den beschniegelten Diplomaten, nicht unter Ihren Räten mit der bureaukratischen Amtsmiene. Bürgermeister und Senat von Hamburg setzen sich zusammen aus Männern,

die im praktischen Leben mitten drinnen gestanden haben, denen die Arbeit des Bürgers innig vertraut ist, weil sie selbst hinaufgehoben sind auf ihre Sitze im hohen Senat durch das Vertrauen ihrer Mitbürger, in deren Reihen sie selbst nach wie vor stehen.

Ihre Minister, Majestät, sind anders geartet. Sie sind im besten Falle gute Juristen, umsichtige Verwaltungsbeamte — aber etwa mehr? Aber gewiß, Sie ziehen auch Männer des praktischen Lebens an sich heran. Da ist der Großindustrielle Freiherr von Stumm, „König Stumm" wie ihn der Volksmund nennt! Es war eine Unglücksstunde, als Sie an ihn gerieten. Wohl mag zugestanden werden, daß er sein Geschäft versteht. Aber die, durch deren Arbeit seine Untetnehmungen blühen, sie haben aufgehört, freie Männer zu sein. Bevormundung in jeder Weise — Bevormundung, die dem Arbeiter verbietet, ohne die Erlaubnis des Herrn zu heiraten — Bevormundung, die dem Arbeiter vorschreibt, welche Zeitungen er lesen, welche Wirtschaften er besuchen, welchen Vereinen er angehören darf — daß ist die Losung da, wo Freiherr von Stumm gebietet. Majestät, nichts schadet dem Ansehen der Krone so sehr gerade in den Kreisen des handarbeitenden Volkes, als das eifrige Bemühen dieses „Arbeiterkönigs", sich hinzustellen als Vertrauensmann der Krone, der es wagen darf, den Kaiser „scharf zu machen" gegen ganze Parteien!

Und schließlich noch Eines, Majestät!

Es klafft ein tiefer Spalt in Ihrem treuen Volke — der Spalt, der Bürger und Soldaten trennt. **Muß** das so sein, Majestät?

Ich glaube, daß die Räte Eurer Majestät, die die roten Generalsstreifen an den Beinkleidern und den Orden pour le mérite um den Hals tragen, Eure Majestät nicht immer zum besten beraten.

Anstatt alles zu thun, um in Bürgern und Soldaten, die durch die Bande gemeinsamer Liebe zum teuren Vaterlande zusammengeschmiedet sein sollten, das eine Gefühl zu erwecken: ein Volk in Waffen zu sein, das als köstlichstes Gut den Frieden hüten möge, reißt man mit aller erdenklichen Mühe die Kluft immer tiefer, die Volk und Heer trennt. Der Soldat giebt vor, etwas Besseres zu sein als der Bürger, eine feinere Ehre zu besitzen, als dieser. Und der Offizier hält sich als „Schwertträger des

Königs" für berechtigt, mit der blanken Waffe im Kampfe mit dem Bürger „Ehrennotwehr des Königs" zu üben, wenn man — nicht etwa die Ehre Eurer Majestät antastet, nein, wenn ein friedlicher Bürger aus Versehen den Stuhl berührt, auf dem solch ein gottbegnadeter „Schwertträger des Königs" sitzt.

Majestät, das ganze Volk schrie auf im entrüsteten Weheruf, als die Kunde von der Bluttat eines Offiziers in Karlsruhe durch die Lande ging. Ein wehrloser Bürger wurde auf der Flucht, um Gnade bittend, in ehrloser Feigheit von einem Vertreter des Deutschen Heeres niedergestoßen. Und was noch schlimmer war, man durfte es wagen, den Totschläger zu verteidigen mit dem Hinweise auf den Ehrbegriff der Offiziere, mit demselben Hinweise, der auch den Mord in der gebildeten Gesellschaft, den Zweikampf, entschuldigen soll.

Und was sagen die Räte Eurer Majestät, die Herren in des „Königs Rock" — der eigentlich des „Volkes Rock" heißen sollte — dazu.

Sie sprechen von der Unentbehrlichkeit jenes Ehrbegriffes und preisen das Duell als den Ausfluß ritterlicher Gesinnung. Ihnen ist es ganz gleich, daß das gesamte Volk voll Ingrimm die Faust zusammenkrampft mit der zornigen Frage: Wann wird Recht herrschen in deutschen Landen?

Majestät! Nehmen Sie dem deutschen Volke die Berechtigung oder den Schein der Berechtigung, so zu sprechen! Hören Sie nicht bloß auf den Rat Ihrer Generäle. Achten Sie mehr als auf diese auf die Stimme Ihres Volkes! Geben Sie uns ein Militärstrafverfahren, das durch Öffentlichkeit und Mündlichkeit, durch Ständigkeit der Gerichtshöfe, durch Zulassung bürgerlicher Verteidiger sich das Zutrauen des Volkes erwerben kann.

Beschränken Sie die Zuständigkeit der Militärgerichte auf militärische Vergehen und Verbrechen und auf Personen des aktiven Soldatenstandes, damit nicht jeder Offizier a. D. sich auf seine militärische Eigenschaft berufen kann, wenn er sich etwa wegen Milchpantscherei oder Unterschlagung verantworten soll.

Wenn Eure Majestät Ihrem Volke in diesem Sinne entgegenkommen, dann wird man Sie mit Recht den Weisen nennen, und der Abgrund wird sich schließen, der jetzt Ihr Volk durchklüftet.

Ich habe ausgesprochen, was das deutsche Volk in seiner gewaltigen Mehrheit denkt über die Umgebung Eurer Majestät. Des Volkes sehnlichstes Verlangen geht dahin, daß Sie sich dem Einflusse der Höflinge, der Herren vom grünen Tisch, der Generäle, der großen Arbeitgeber, die die Macht Eurer Majestät ausnutzen möchten zum eigenen Vorteile, entziehen. Die Wahrheit hört der deutsche Kaiser von dieser Umgebung nicht!

Will er sie hören? Schreckt er nicht etwa zurück vor ihrem unverhüllten Antlitze? Gewiß nicht, wenn er ihr wahres Antlitz sähe!

Wohl, Majestät, die Wahrheit ist nicht immer angenehm.

Und, wie ich schon vorhin gesagt habe, der Weihrauchduft hat etwas Betäubendes. Seien Sie vorsichtig, Majestät, vor der hypnotisierenden Kraft der Schmeichelei, die schon manchen zur Selbstvergötterung geführt hat. Wir kennen Worte aus Ihrem Munde, die schwere Bedenken erweckt haben:

„Suprema lex regis voluntas!“ schrieben Sie in das goldene Buch der Stadt München.

„Einer nur ist Herr im Reiche; keinen andern dulde Ich,“ sagten Sie 1891 auf dem rheinischen Provinziallandtage.

„Mein Kurs ist der richtige, und er wird weiter gesteuert,“ hieß es am 24. Februar 1892.

„Es giebt nur ein Gesetz, und das ist Mein Gesetz,“ riefen Sie im November 1893 Ihren Rekruten zu.

Und das „Sic volo, sic jubeo“, das Sie unter Ihr kaiserliches Bildnis für den Konferenzsaal des Kultusministerums schrieben, stimmt wohl zu diesen Aussprüchen.

Gewaltig ist der Mann, der seinen Willen einer Welt aufzwingt; wahrhaft groß aber ist der, der sich selbst bezwingt und seinen starken Willen beugt unter das Wohl der Menschheit!

Eure kaiserliche Majestät stehen hoch vor allen Völkern der Erde. Aber Sie können höher steigen! Doch führt der Weg zu dieser Höhe durch ein tiefes Thal.

Steigen Sie herab von Ihrem einsamen Gipfel zu den Hütten des Volkes; treten Sie den Millionen näher, deren Schicksal zum nicht geringen Teile Sie in Händen tragen. Brechen Sie den Bann des Hofes, und werden Sie ein Kaiser nur für das Volk! Dann wird die Geschichte Ihnen dereinst ein Denkmal errichten,

das höher ragt und leuchtender schimmert, als die Pyramiden Ägyptens und als der Schnee der Alpenfirnen.

Schon vor Ihnen hat ein König aus Ihrem Geschlechte geglaubt, dieses Ziel erreichen zu können. Friedrich Wilhelm IV. war es, der im Jahre 1840 zu der auf dem Schloßhofe zu Berlin gedrängten Menge in begeistertem Wortschwall sprach:

„Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben ohne Ansehen der Person; ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit Liebe umfassen, pflegen und fördern . . . Gott segne unser teures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach Einem schönen Ziele, nach dem allgemeinen Wohl, in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wahrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist."

Und wenige Tage darauf ließ er sich vom Volke das Jawort geben, mithelfen zu wollen, „die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen den Großmächten beigesellt ist — nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft."

Das waren tönende Worte, die das Ohr der, ach, gar so gern gläubigen Menge bethörten für den Augenblick — Worte, die gute Absichten verrieten, aber weiter nichts, rein gar nichts. Friedrich Wilhelm IV. war eben ein geschickter und blendender Redner. Aber er war klein als Mann, ganz klein als König. Und so blieben seine Worte leerer Schall. Und die Geschichte bewies, wie falsch, wie grundfalsch Friedrich Wilhelm Preußens Lage angeschaut hatte, als er von der „herrlichen Einheit des Strebens" sprach. Das Jahr 1848, das Jahr, das für Preußen die spärlichen Ansätze zu politischer Freiheit brachte, die das Volk sich blutig erkämpfen mußte — das Jahr 1848 hat Friedrich Wilhelms Irrtum bewiesen.

Eure kaiserliche Majestät mögen in Ihrem Großohm ein warnendes Beispiel erkennen!

Nicht herablassende Reden, nicht schöne Worte, wie Friedrich Wilhelm IV. sie seinem Volke bot, verlangen wir von einem

Herrscher, sondern wahrhaftes Eindringen in den Volksgeist — nicht gelegentliches Hineingucken in die Verhältnisse des arbeitenden Volkes, sondern ernstes und liebevolles Verständnis für seine Lage! So wie die Stellung Eurer Majestät zum Volke heute ist, dürfte das ganz unmöglich sein. Dazu bedarf es gründlicher Umwandlungen.

Es ist selbstverständlich ganz ausgeschlossen, daß der deutsche Kaiser gleich Harun Alraschid in Lumpen gehüllt in die engen Gassen der Arbeiterviertel der Städte, in die Lehmkathen der Tagelöhner auf dem Lande, in die Dachkammer der armen Näherin geht, um dort unerkannt die Lage seines Volkes zu studieren. Aber das ist auch gar nicht nötig. Es müssen andere Wege gefunden werden, damit Eure Majestät die unverfälschte Stimme des Volkes hören. Die ausgeschnittenen Zeitungsartikel der in Ihren Schlössern allergnädigst geduldeten Blätter dürfen auch nur dazu beitragen, Ihnen ein einseitiges und falsches Bild zu erwecken.

Ihnen wird es so dargestellt, als schare sich alles, was wahrhaft bedacht ist auf des Vaterlandes Wohl, zusammen in den rechtsstehenden politischen Parteien — als sei wahrhafte Frömmigkeit zu finden nur bei denen, die gern bereit sind Gelder für Kirchenbauten zu bewilligen, und als liege der Schwerpunkt der Politik in den allen Fortschritt unterbindenden Anschauungen eines nach den patriarchalischen Zeiten vor 1848 zurückblickenden Konservatismus und in den fälschlich „nationalliberal" genannten Endzielen des großen Kapitalismus, der Großindustrie und der Zuckerbarone. Auch das Centrum, dem man noch unlängst Reichsfeindschaft nachsagte, findet Gnade in den Kreisen um Eure Majestät, seit es sich zugänglich gezeigt hat für Marineforderungen, und seit es das Bürgerliche Gesetzbuch unter Dach und Fach gebracht hat.

Das ist der Bannkreis, auf den man Eure Majestät beschränken möchte.

Alles, was weiter nach links steht, das ist nicht „regierungsfähig." Mit der doch wahrlich nicht bösartigen Freisinnigen Vereinigung fängt das an — und bei der Sozialdemokratie nimmt es ein Ende.

Die Kreise, deren Mund trieft von Versicherungen der Königs-

treue und der Ehrfurcht vor Eurer Majestät, wissen sehr wohl, warum sie ihren kaiserlichen Herrn von dem Einflusse jener, zu Reichsfeinden gestempelten Oppositionsparteien fernzuhalten suchen. Herrschsucht und Eigennutz ist die Marke, die jenen allertreusten Dienern Eurer Majestät aufgebrannt ist.

Die großen politischen Gesichtspunkte sind bedauerlicher Weise einem beträchtlichen Teile unseres Volkes verloren gegangen, und an ihre Stelle ist ein Kampf um wirtschaftliche Interessen getreten, der leider nur selten mit den Waffen der Gerechtigkeit geführt wird.

Iliacos intra muros peccatur et extra! Es ist nicht zu leugnen, daß die Art, wie die Sozialdemokratie angeblich Arbeiterinteressen vertritt, überaus einseitig ist, daß sie entartet ist zu einem blinden Ansturm auf das Kapital in Verkennung wesentlicher volkswirtschaftlicher Grundgesetze. Aber, Majestät, dieser Kampf der Sozialdemokratie um die wirtschaftliche, soziale und politische Hebung des Proletariats, dieser Kampf — meinetwegen um die Herrschaft der Arbeitermassen — er ist in hohem Maße als idealistisch zu bezeichnen, er entspringt den edelsten Motiven des menschlichen Herzens, den Forderungen des Mitleids mit dem ausgebeuteten Volke, des Rechtes, das auch dem Ärmsten von Gott in die Wiege gelegt ist.

Das aber, was die „gesinnungstüchtige" Umgebung Eurer Majestät den Kampf für Thron, Altar und Ordnung nennt, das ist im Vergleiche zu jener Macht des selbstverleugnenden Idealismus — mag letzterer auch auf Irrwegen gehen — elender, öder Materialismus, dem Kraft und Schwung zu großen Dingen fehlen, weil er festwurzelt im Klasseninteresse derer, die mit dem Lindwurm, der seine Schätze hütet, sprechen: „Ich lieg' und besitze — laß mich schlafen!"

Ich bin überzeugt, Eure Majestät wollen nicht der Spielball Ihrer Hofgesellschaft, nicht das Werkzeug eigensüchtiger Parteigruppen sein. Stolz und Pflichtgefühl bäumen sich in Ihrem Herzen dagegen auf. Und doch, solange der deutsche Kaiser in der einseitig gewählten und ängstlich um ihren Einfluß besorgten Umgebung lebt wie bisher, solange er die geistige Luft der Hofgesellschaft und der angeblich allein gutgesinnten Parteien atmet,

— solange muß der deutsche Kaiser ein Hofkaiser, ein Parteikaiser sein und bleiben.

Ihre Aufgabe aber, Majestät, liegt höher!

Versuchen Sie es, sich frei zu machen von den geistigen Fesseln, die man — unter den Rosenketten der altehrwürdigen Überlieferung — um sie zu schlingen sucht. Treten Sie unparteiisch auch einmal an diejenigen heran, die Sie bisher unter den Einflüsterungen Ihrer, um die eigene Macht besorgten Umgebung als die Feinde des Reiches angesehen haben. Prüfen Sie die Beweggründe für das Thun Ihrer Höflingsschar, der „Edelsten Ihres Volkes", der agrarischen Junker, der Großindustriellen, der herrschsüchtigen Geistlichkeit, deren Mund vom Worte Gottes voll ist, während der Krummstab die Nacken beugt — prüfen Sie die Beweggründe dieser Ihrer nächsten Umgebung, und Sie werden finden, daß alle diese Getreuen die glatte Larve in dem Augenblicke fallen lassen, da Eure Majestät Bahnen einschlagen, auf denen es für jene nichts zu — verdienen giebt.

Und dann hören Sie vorurteilslos, was die als Reichsfeinde bei Ihnen verschrieene Opposition verlangt. Sie werden dort nicht um Liebesgaben betteln hören; Sie werden dort nicht um Stempelsteuererlasse für Fideikommißbesitzer angegangen werden; man wird Sie nicht für die Unterstützung des Brotwuchers zu gewinnen suchen. Aber man wird Ihnen die alten ehrwürdigen Forderungen der freien wirtschaftlichen Bewegung, soweit sie sich verträgt mit der Bekämpfung jeder Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch den Stärkeren, vorhalten — die Forderungen des gleichen Ansehens aller vor dem Gesetze, der politischen Mitthätigkeit des Volkes an der Gesetzgebung ohne Druck von Oben, ohne Gefährdung des Wahlrechtes; man wird von Ihnen die Erfüllung der Bedingungen fordern, ohne die das Volk seine Wünsche nicht vor das Ohr der Regierenden bringen kann: der Sicherung der Preßfreiheit und der freiheitlichen Regelung des Vereins- und Versammlungswesens durch das Reich. Man wird noch eine ganze Reihe von Wünschen aussprechen, darunter vielleicht auch genug solche, deren Erfüllung Eurer Majestät unmöglich dünkt und die in das Reich der Utopien gehören.

Aber Sie werden nicht ein einziges Mal die Bitte um Zuwendung von Geld und Gut an einzelne Klassen, Stände oder Personen hören!

Majestät, Sie selbst haben einst ein schönes Wort ausgesprochen, wenn auch Ihre Regierung sich oft von den darin vorgezeichneten Bahnen weit abbewegt hat. Es war am 23. Februar 1895, auf dem Brandenburgischen Provinzial-Landtage — wohl unter dem Eindrucke des begehrlichen Schreiens der „Edelsten Ihres Volkes", der agrarischen Junker —, als Sie sagten:

> „Kein Stand kann beanspruchen, auf Kosten der anderen bevorzugt zu werden; des Landesherrn Aufgabe ist es, die Interessen aller Stände gegeneinander abzuwägen und miteinander zu vermitteln, damit das allgemeine Interesse des großen Vaterlandes gewahrt bleibe."

An einem Kaiserworte soll man nicht drehen, noch deuteln. Dieses Wort bewies, daß Sie nicht ein Hofkaiser, ein Parteikaiser sein wollten, sondern daß Sie begriffen hatten, daß Ihre Aufgabe sei: ein Volkskaiser zu werden.

Eure Majestät mögen sich selbst fragen, wie es angesichts aller der Thatsachen, die ich vorhin angeführt habe, für Sie möglich wird, sich frei zu machen von den Einflüsterungen Ihrer Höflinge und Ihres Adels, von den begehrlichen Wünschen einer unduldsamen Geistlichkeit, von dem steifen Bureaukratismus Ihrer Minister und vortragenden Räte, von den Vorurteilen Ihrer militärischen Umgebung, von — angeblich zum Schutze der nationalen Arbeit erhobenen — eigennützigen Forderungen des Großkapitalismus, der Großindustrie und des Großgrundbesitzes, — wie es für Sie möglich wird, sich von diesen zu befreien und ein Volkskaiser im schönsten Sinne des Wortes zu werden!

Es kann für den deutschen Kaiser meines Erachtens nur einen Weg geben. Erweitern Sie das schöne Kaiserwort vom Brandenburgischen Provinzial-Landtage! Nicht nur die Interessen aller Stände gegeneinander abzuwägen und miteinander zu vermitteln, muß Ihre Aufgabe sein. Auch den Forderungen der politischen Parteien aller Richtungen müssen Sie dieselbe vorurteilslose Beurteilung zuwenden.

Sie haben ein verhängnisvolles Wort ausgesprochen, als Sie

am 24. Februar 1892 die „mißvergnügten Nörgler“ aufforderten, „den deutschen Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln“, — ein verhängnisvolles Wort, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, dann würde Deutschland verödet dagelegen haben!

Und Sie haben ferner eine große Partei „eine Rotte Menschen, nicht wert den Namen Deutsche zu tragen“, genannt.

Majestät, solche Worte spricht ein Hofkaiser, der geschmeidige Dienerseelen um sich gewohnt ist, — ein Parteikaiser, der alle Dinge vom Standpunkte seiner Partei betrachtet. Ein Volkskaiser darf solche Worte nicht sprechen!

Man kann über Parteien verschiedener Ansicht sein; man braucht nicht alle ihre unterschiedlichen Meinungen gut zu heißen. Aber man wird bei genauerem Zusehen in allen wahrhaft politischen Parteien — (ich meine darunter nicht reine Interessencliquen, wie das agrarische Beutelschneidertum) — unter den verkehrtesten Anschauungen einen gesunden Kern, ein greifbares Endziel entdecken, bei dem das gegenseitige Sichverstehen sich einstellt. Auch bei den Parteien, die Ihrer Regierung in den meisten Fragen als Opposition gegenüberstehen, sind genug Bindeglieder vorhanden, von denen aus sich bei einigem guten Willen hüben und drüben eine Brücke schlagen läßt.

Von den Parteien, die Ihnen als „mißvergnügte Nörgler“ denunziert worden sind, hat allein die schärfste Opposition, die Sozialdemokratie, bei den ordentlichen Wahlen für den Reichstag am 15. Juni 1893 die stattliche Zahl von 1786738 Stimmen auf sich vereinigt, während dem entschiedenen Liberalismus 1091677 Stimmen anheimfielen. Zu diesen 2878415 Stimmen der ausgesprochenen Opposition traten noch 1468501 damals gegen die Regierungspolitik abgegebener Centrumsstimmen. Was wollen dem gegenüber die 2473768 Stimmen der Konservativen und Nationalliberalen bedeuten?

Angesichts solcher Zahlen kann man schlechterdings nicht von einer „Rotte vaterlandsloser Menschen, nicht wert, den Namen Deutscher zu tragen“, sprechen.

Wollen Sie ein Volkskaiser sein und sich nicht allein auf eine konservativ-nationalliberale Minderheit im Volke, vielleicht auch auf das von Rom aus geleitete Centrum stützen, so müssen

Sie mit der durch nahezu drei Millionen von Reichstags-stimmen bekundeten Wucht der Opposition rechnen. Ein Volks-kaiser kann nicht dulden, daß durch die Minderheit eines Volkes die Mehrheit politisch tot gemacht werde.

Wie aber diese Wahrheit in die That umsetzen?

Sie haben ein Ministerium und trefflich geschulte Räte, Majestät, die in allen Fragen, bei denen mit Paragraphen und Reglementierungen auszukommen ist, das Menschenmögliche leisten. Aber ein Volkskaiser muß außer dem Staatsministerium ein Volksministerium zur Seite haben.

Aber ist nicht dafür der Deutsche Reichstag vorhanden? Nein, Majestät, der Reichstag ist kein Kronrat. Seine Entscheidungen hängen ab von den thatsächlichen Machtverhältnissen, nicht von der Wichtigkeit der vorgetragenen Gründe.

Ich gebe auch zu, daß für gewisse Fragen Sachverständigen-konferenzen berufen werden, die sich oft genug des Besuches Eurer Majestät zu erfreuen haben.

Aber das alles ersetzt nicht das, was ich ein **Volksministerium** nennen möchte. Ein solches müßte eine ständige Einrichtung sein, lediglich dazu ins Leben gerufen, um Eure Majestät in allen politischen Lagen stets auf das Genaueste und aus dem Munde der Beteiligten selbst über die Anschauungen der politischen Parteien zu unterrichten und Ihnen Gelegenheit zu bieten, in leidenschaftsloser Rede und Gegenrede, in Frage und Antwort, sich von der Macht der ins Feld geführten Gründe zu überzeugen.

Natürlich müßte eine solche Einrichtung **aus der Volksvertretung selbst organisch herauswachsen.** Es wäre nicht der richtige Weg, wollten Eure Majestät nach eigener Wahl einen Rat aus allen Parteien zusammenberufen. Die Volksminister sollen die frei gewählten Vertrauensmänner der Volks-vertretung bei der Krone sein.

Jede anerkannte Fraktion der Volksvertretung und jede der politischen Gruppen von über zehn Mitgliedern bestimme aus ihren Reihen ein Mitglied, das durch gediegene Sachkenntnis und hervorragende Tüchtigkeit mehr als durch agitatorische Gewandheit sich auszeichnet, und entsende diesen Auserwählten für die Dauer der Tagung als Berater der Krone. Die kleineren

Gruppen und die keiner Fraktion angehörigen Parlamentsmitglieder wählen nach Übereinkunft aus ihrer Mitte zwei solche Abgesandte.

Aus der Gesamtzahl dieser Vertrauensmänner setze sich das Volksministerium, der Volksrat, oder wie man diese Körperschaft sonst nennen will, zusammen, die sich in jeder Weise von dem preußischen Staatsrate unterscheiden müßte. Die Aufgabe dieses Rates würde es sein, jeden wichtigen Gesetzentwurf, bevor er zur Beratung im Parlament gelangt, zu **begutachten.** Nicht wie in den Reichstagskommissionen durch Abstimmungen eine Vorentscheidung herbeizuführen, würde der Zweck der Beratung sein. Es müßte sich vielmehr darum handeln, ohne Bindung an vorherige Parteibeschlüsse in Gegenwart des betreffenden Ressortministers, bei allen wichtigeren Fragen in Gegenwart des Monarchen selbst die Macht der Gründe für und wider sprechen zu lassen. Bei Materien, die eine besondere Fachkenntnis voraussetzen, würde die Zuziehung je eines zweiten, eigens für die betreffende Beratung zu bestimmenden Mitgliedes der Fraktionen zu empfehlen sein.

Jedem der ständigen Vertrauensmänner der Krone müßte es außerdem unbenommen sein, in Fällen, die ihm besonders dringend erscheinen, eine Sitzung des Volksrates zu beantragen oder sich selbst zum Vortrage bei Eurer Majestät zu melden.

Man wende nicht ein, daß auf diese Weise eine **„unverantwortliche Nebenregierung“** geschaffen werde, die noch ärgeren Schaden anrichten könnte, als die Nebenregierungen, die in Preußen seit lange den Ministern Kopfschmerzen gemacht haben.

Schenken Eure Majestät dem Rate der parlamentarischen Berater der Krone mehr Vertrauen, legen Sie ihnen mehr Gewicht bei als den Vorschlägen Ihrer Minister, so ist nichts natürlicher, als daß eben diese Minister zurücktreten, um solchen Männern Platz zu machen, die gewillt sind, jene Ratschläge der Vertrauensmänner der Volksvertretung durchzuführen.

Das wäre der erste Schritt zu einer **parlamentarischen Regierungsform**, den Eure Majestät unbeschadet Ihrer Würde thun könnten.

Ich will zugeben, daß ein solches Volksministerium den Höflingen ein Greuel sein würde — daß die Staatsminister es

mit recht gemischten Empfindungen betrachten würden. Ich will auch nicht leugnen, daß aus der Volksvertretung heraus Stimmen sich erheben werden, die den Gedanken als undurchführbar, als zu kompliziert und aus manchen anderen Gründen ablehnen werden. Besonders diejenigen, die unter einer sochen Einrichtung für ihren Einfluß fürchten zu müssen glauben, werden den Vorschlag als die Spielerei eines müßigen Gehirnes abzuthun versuchen.

Ich bin auf alle diese Einwände gefaßt — ja, ich halte es sogar für möglich, daß man im Falle der Verwirklichung meines Vorschlages in einzelnen Parteien die Möglichkeit ins Auge fassen könnte, nicht mitzuthun. Dieses Argument darf von vornherein abgelehnt werden!

Eine Partei, die sich aus doktrinären Gründen weigern würde, an einer derartigen durchaus volkstümlichen Einrichtung teilzunehmen, durch die Eure Majestät auch den bisherigen Gegnern die Hand entgegenstreckte — eine solche Partei würde so wenig politische Einsicht verraten, daß sie dadurch nur sich selbst schaden könnte.

Denn was bezweckt mein Vorschlag anderes, als einen sehnlichen Wunsch des deutschen Volkes zu erfüllen — den langgehegten Wunsch von Millionen Menschen, daß Eure Majestät sich loslösen möchten aus dem Rahmen des Hofgetriebes, von dem Boden einer einseitigen Parteirichtung, um hinauszutreten mitten unter das Volk, um zu hören, wie die vielen Tausende denken, die bisher nie zu politischem Einflusse gekommen sind — zu verstehen, wohin der Zug der Zeit den Volksgeist treibt und die Volkskräfte entwickelt!

Es ist ein Richtweg, den ich Eurer Majestät gewiesen habe. Vielleicht giebt es der Wege noch viele, die zum Ziele führen; und es kommt wirklich nicht darauf an, eigensinnig gerade den einen Pfad innezuhalten.

Die Hauptsache aber ist, daß Eure Majestät das Ziel billigen. Und ich weiß, es wird die leicht entzündliche Natur Eurer Majestät mit Begeisterung entflammen in dem Augenblicke, da Sie sich über dieses Zieles weltgeschichtliche Bedeutung Rechenschaft gegeben haben.

Noch fehlt in der Geschichte der modernen Völker das Bild eines Herrschers, der getragen wurde von seinem ganzen Volke.

Auch die beiden ersten deutschen Kaiser standen da, umstritten von den Parteien, nicht über dem Gewoge, nein, mitten in dem Brausen der Brandung.

Majestät, Ihres Entschlusses bedarf es, **und wir haben den ersten Volkskaiser!**

Geben Sie uns das Kleinod, dessen wir bedürfen! Stellen Sie sich selbst in enger Fühlung mit den Besten Ihres Volkes, mit dem Adel der Arbeit und des Verdienstes an die Spitze der sozialen Bewegung, und brechen Sie dem aufwärtsstrebenden Geiste der Nation Bahn, damit wir wandeln kräftigen Schrittes zu dem Endziele, an dem die Freiheit des Einzelnen mit der Wohlfahrt des Ganzen sich versöhnt!

Werden Sie ein Vater Ihres ganzen Volkes, nicht bloß der Kaiser Ihres Heeres, Ihres Hofes, Ihrer Partei. Schlingen Sie im volkstümlichen Geiste unter sorgfältigster Schonung jeder berechtigten Eigenart ein immer festeres Band um Nord und Süd. Nicht Großpreußentum — Deutschtum sei die Losung!

Seien Sie der Erste Ihres Volkes, der seines Volkes Wünschen bereitwillig sein Ohr leiht und auch den Tadel nicht mit finsterem Stirnrunzeln zurückweist. Befreien Sie uns von der Flut der Majestätsbeleidigungsprozesse, und Sie werden auch die Majestätsbeleidigungen selbst beseitigen.

„Sich fürchten vor jeder begeisternden Kraft, heißt dem Staatsleben die nährende und erhaltende Kraft nehmen!“

Und so scheuen auch Sie, Majestät, nicht zurück, wenn einmal die Wünsche des Volkes mit elementarer Wucht zu Ihrem Throne emporbrausen. Sie brauchen davor nicht zu erschrecken, wenn Sie sich bewußt sind, daß Ihr oberster Grundsatz lautet:

„Alles **für** das Volk, **mit** dem Volke, **durch** das Volk! Nicht sic volo, sic jubeo, — nicht ‚so will ich‘, sondern ‚so **muß** ich‘.“

Druck von Otto Regel, Leipzig-Neustadt.